

Daniel Haanepool's Geheimnis.

Geschichtliche Erzählung von Felix Villa.

Bergleute des sächsischen Erzgebirges entdeckten vor etlichen Jahrhunderten, als sie nach Silbererzgruben schürften, zufällig eine ihnen bis dahin unbekanntes Erz. Zuerst glaubten sie, daß es vielleicht wertvoll sein könnte, vermochten dann aber trotz vieler Versuche doch nichts Erprobliches damit anzufangen. Da es ihnen also gar nicht nützlich, vielmehr eher länderlich war, ihre Erwartungen und Hoffnungen getäuscht, sie sozusagen genötigt hätte, nannten sie es unmutig und scherzhaft: „Kobold“, und dieser Name eines Neggeses wurde mit der Zeit in Kobold umgebildet.

Gegen Ende des sechzehnten oder Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erkannte man jedoch endlich, daß das neue Mineral Kobalt doch zu etwas nützlich sei, nämlich zum Blaufärbung des Glases. In den benachbarten böhmischen Glashütten konnte man es sehr gut gebrauchen. Bei Schneeberg, wo Kobalt am häufigsten vorkommt, wurden also einige Gruben eröffnet, und das gewonnene Erz geröstet, worauf man es nach Böhmen verkaufte, jedoch lange Zeit mit so geringem Gewinn, daß derselbe gar nicht in Betracht kommen konnte. Im Vergleich mit der damals so gewinnreichen Ausbeute der Silber-, Zinn- und Bleigruben.

In dem gewerbesüchtigen Städtchen Schneeberg und der umliegenden Gegend blühten von alters her auch noch andere Gewerbe und Industrien außer dem Bergbau, so auch die Spinnfabrikation, und zwar waren es Spinnen von der allerbilligsten Sorte, welche die fleißigen Hände der Frauen und Mädchen des Erzgebirges klöppelten. Um solche billige Spinnen zu kaufen, erließen von 1650 an alljährlich gegen Pfingsten der holländische Händler Daniel Haanepool aus Amsterdam. Er trat ganz bescheiden auf, in erdbarer, aber sehr einfacher Kleidung, so daß er wie ein Handelsmann von geringer Art und nicht wie ein großer Kaufherr ausah. In dessen Hause er doch jedesmal nach langen hartnäckigen Preisverhandlungen einige tausend Thaler Spinnen ein.

Zufällig kam ihm einmal bei seiner Anwesenheit in Schneeberg das ihm bisher unbekannt gewesene Kobalt in geröstetem Zustande zu Gesicht und es erregte in hohem Grade sein Interesse. Und zwar aus folgendem Grunde, über den er jedoch in seiner vorläufigen und zurückhaltenden Weise nicht verlauten ließ. Er hatte in Amsterdam einen Bruder, der sich auf Chemie und Metallurgie und sonst noch auf allerlei geheime Künste und Wissenschaften wohlvorbildete, denn er war ein phantastischer und eifriger Alchimist, wie es denn damals so viele in Europa gab, die Gold zu machen versuchten oder Lebensverlängerungsmittel zusammenbrachten. Dieser hatte ihn gebeten, er möge ihm doch gelegentlich Mineralproben aus den Gruben des sächsischen Erzgebirges verschaffen. Also kaufte Daniel Haanepool für wenige Groschen ein Stübchen voll gerösteten Kobalt, erfuhr auch noch, daß dasselbe in Böhmen zum Blaufärbung billiger Glaswaren benutzt werde, und machte sich dann damit und mit seinem eingelaufenen Spinnvertrage auf die Heimreise.

Als er im nächsten Jahre zu Pfingsten abermals in in Schneeberg erschien, um in gewohnter Weise hier wie auch in Annaberg Spinnen einzukaufen, offenbarte er sein mittlerweile bedeutend erhöhtes Interesse für geröstetes Kobalt, wodurch, daß er für sehr billigen Preis sechszig Arrotenladungen voll erhandelte, die er nach der Elbe schaffen ließ, wo ein großer Kahn mit dem Erz befrachtet wurde, um die Ladung flussaufwärts nach Hamburg zu bringen. Von dort aus konnte die Weiterverpackung nach Holland bequem und billig erfolgen.

Man befragte mit einiger Verwunderung den Holländer, was er eigentlich damit machen wolle, worauf er gelassen antwortete, man könne in seiner Heimat dies Mineral in der Töpferei brauchen. Zu beklagen sei nur, daß die Frucht so theuer käme, besonders wegen der verschiedenen lästigen Elbstöße. Daß er dies letztere sagte, war jedoch nur schlaue Handelspolitik. In Wahrheit hatte er mit Hilfe seines Bruders des Alchimisten, den eigentlichen Nutzen des Kobalts ergründet und erwartete dadurch großen Reichtum.

Das dauerte so eine ganze Reihe von Jahren. Daniel Haanepool kaufte alljährlich in Schneeberg Kobalt, in immer größeren Mengen und ließ es nach Hamburg verfrachten. Durch diesen freilich etwas in Preise, doch nicht so sehr, daß derselbe die böhmischen Glashütten-Besitzer, die ohnehin nicht viel brauchten, sich zu beklagen Ursache gehabt hätten.

Um das Jahr 1665 war die kleine Wirtschaft „Zum Rappen“ in Schneeberg sehr beliebt bei allen dürftigen Seelen. Die freundliche Wirtin hatte ein noch freundlicheres Tochterlein, die schöne Regina, und diese hauptsächlich zog mit magnetischer Gewalt die Gäste an.

Der Bergknappe Andreas Fichter war bis über die Ohren in sie verliebt. Und sie liebte ihn wieder, denn er war ein hübscher und munterer junger

Mensch und dabei auch ein ausgezeichnetes Zitherspieler, wie so manche Bergleute des Erzgebirges. Er hatte sich im wahren Sinne des Wortes in das Herz seiner Angebeteten hineingefügt.

Da war aber ein, dem dies nicht sonderlich gefiel, nämlich Arnold Brugger, der Sohn eines reichen Rathschers. Dieser junge Mann bewarb sich ebenfalls um Regina, was deren Mutter zwar sehr wohl gefiel, seinem gestrengen Vater aber durchaus nicht, denn der wollte höher hinaus mit dem Sohne und plante für ihn eine standesgemäße, reiche Heirat.

Eines Abends kam es auf offener Straße zu heftigem Zank zwischen Andreas und Arnold. Letzterer jüde seinen Degen — Patrizierföhne pflegte damals beschnitten einherzuführen — und drang auf den jungen Bergknappe ein, der sich unter solchen Umständen zur Nothwehr getrieben sah. Mit seinem eisenschlagenden Stode wehrte er sich geschickt und schlug demselben kräftig zu, daß der Angreifer blutüberströmt zusammenbrach.

Andreas glaubte, daß sein Gegner todt sei, und erschrak bestig. Auf die gerechte Beurtheilung des Vorfalles leitete der Richter in seiner Vaterstadt setzte er sein Vertrauen. „Ich muß fliehen!“ das war sein letzter Gedanke. Nicht einmal von Regina wagte er Abschied zu nehmen und sonst brauchte er sich von niemand zu verabschieden; sein Vater, der auch ein Bergmann gewesen, war vor Jahren bei einem Grubenunglück um's Leben gekommen, seine Mutter vor Gram gestorben und Geschwister hatte er nicht.

Er nannte in seine nahe Wohnung, raffte sein bißchen Geld und einige Kleiderstücke zusammen, und verpackte vor allen Dingen auch seine Zither nicht, die ihm vielleicht von Nutzen sein konnte. Seine Mahregeln traf er hurtig und zweckmäßig, daß er ungefährdet aus der Stadt entkam. Der Diener der Justiz, die ihn packen wollten, fanden ihn nicht mehr.

Andreas hatte sich nach Weiten gewandt und durchstreift Deutschland, indem er sich für einen arbeitslosen Bergmann ausgab und durch Zitherspiel in den Wirthshäusern sich freie Zechen, Nachtlohn und zuweilen auch einiges Gehalt erwarb. Dies war allerdings nur ein kümmerlicher, unsicherer Erwerb, und manchmal mußte er bitteren Mangel leiden. Wohl sah er sich bei Gelegenheit nach regelmäßiger Arbeit um; doch überall vergebens; niemand konnte ihn brauchen.

Endlich kam er in's Westfälische. Dort traf er in der Nähe von Münster auf der Landstraße einen Trupp sogenannter Holländergänger, nämlich sehr arme, aber rüstige, arbeitsegewohnte Leute, die gemeinsam nach Holland zogen, um den dortigen, reichen Bauern beim Gesmäßen und den sonstigen Erntearbeiten gegen gute Bezahlung zu helfen, wie das seit langer Zeit schon Brauch da zu Lande war. Der junge Zitherspieler schloß sich ohne lange Besinnen ihnen an und gelangte unbehindert mit ihnen über die holländische Grenze, wo er sie dann verließ. Denn in landwirtschaftlichen Arbeiten ganz unerfahren, konnte er natürlich nicht daran denken, eine bezahlte Beschäftigung anzunehmen.

Wieder verließ er sich auf seine Zither. Da die Holländer so viel Wohlgefallen haben an den zahlreichen Gledenspielen ihrer Kirchbühnen, meinte er, sie müßten sich auch für sein Zitherspiel begeistern können. Darin täuschte er sich aber, denn die Leute fragten im Grunde nicht viel danach, so daß er sich mit seiner musikalischen Kunst auch in reichen Holland, das er nach allen Richtungen durchzog, nur kümmerlich durchzuschlagen vermochte. Nach Verlauf einiger Monate konnte er sich schon in der Landesprache ziemlich gut mit den Leuten verständigen.

So kam er in die Nähe von Amsterdam und sah da viel prächtige Landhäuser und noch mehr große Windmühlen. In einem Wirthshause, wo er einkehrte und während einiger Tage Zithervorträge zum besten gab, lernte er einen jungen Holländer kennen, dem diese Kunst außerordentlich gefiel. Auch für die Persönlichkeit des Ausländers interessierte er sich und suchte mit ihm bekannt und befreundet zu werden.

Andreas erfuhr, daß sein neuer Freund Hendrik Wouters heiße und in einer Kornmühle angestellt sei. „In einer Kornmühle?“ fragte er. „Nein, in einer Farbenmühle“, versetzte Wouters. „Wir beschäftigen uns freilich nur mit einer Farbe, aber sie ist die beste und einträglichste von allen.“

„Welche ist's denn?“

„Smalte wird sie genannt. Es ist das schönste und herrlichste Blau.“

Hendrik deutete auf die Wände des Zehntimmers, in welchem sie bei einander saßen. Nach holländischer Sitte waren die Wände mit schönen Fliesen oder Kacheln belegt. Auf den weißen Mädeln aber sah man Landchaften, Schiffe, Mühlen, Blumen und Figuren aller Art in blauer Farbe.

„So ist die Smalte, welche wir machen“, sagte er. „Dies sind Delfter Kacheln; erst seitdem die dortigen Fabrikanten Smalte von uns bekommen, können sie solche Sachen zu Stande bringen. Denn Smalte ist feuerbeständig, hält beim Brennen jede Gluth aus und verändert sich nicht. Aber der Absatz nach Delft kommt noch wenig in Betracht gegen den anderweitigen. Die meiste Smalte geht nämlich nach

China und wird dort zu sehr hohem Preise verkauft. Man braucht sie zur Anfertigung des berühmten neuen blauen Porzellans, welches dort, wie auch bei uns in Europa, so überaus theuer ist und doch so eifrig von den reichen und vornehmen Leuten gekauft wird. In den Läden der Amsterdamer Händler kann man solche kostbare blaue chinesische Porzellansachen bewundern.“

„Und diese schöne blaue Farbe nennt man erst seit kurzem?“

„Seit etwa sechzehn Jahren. Früher konnte man sich das dazu Nöthige nicht verschaffen, kannte es hier zu Lande überhaupt gar nicht.“

„Was ist es denn, das dazu gebraucht wird?“

„Nun, ein Mineral ist's, welches erst mit einigen Zuthaten — Quarzmehl und Pottasche — geschmolzen werden muß, so daß eine Art Fritte entsteht, die dann zerstampft, feingemahlen und gesiebt wird. Zu unserer Mühle gehört auch ein Schmelzhäus.“

„Wer ist der Besitzer?“

„O, ein sehr reicher Mann, der wohl ein Vermögen von etlichen Millionen Gulden besitzen mag. Das schönste Landhaus hier nahebei gehört ihm, ebenso ein prächtiges Haus in Amsterdam. Des alles hat er mit der Smalte verdient, denn vor Jahren war er nur ein kleiner Spinnhändler.“

„Wie heißt er?“ fragte ahnungsvoll Andreas.

„Daniel Haanepool“, antwortete Hendrik.

„Da habe ich ja ein wichtiges Geheimnis entdeckt, das für meine Vaterstadt von großer Bedeutung werden kann“, dachte der junge Zitherspieler.

Er beschloß, wenn möglich, mit Hilfe seines Freundes, eine Anstellung als Arbeiter in der Mühle zu erlangen, um auf solche Art dem Fabrikations-Geheimnis auf den Grund zu kommen. Als er solchen Wunsch äußerte, unter dem Vorwande, daß er des unthätigen Müßigganges überdrüssig sei, sagte Hendrik, daß dies wohl zu ermöglichen sein würde, da der in der Mühle angestellte Meister eben jetzt einen Arbeiter mehr brauchen könne.

In der That fand Andreas auf solche Art die gewünschte Anstellung. Auch im Schmelzhause wurde er zuweilen beschäftigt. So lernte er die Bereitung der Smalte gründlich kennen. Daniel Haanepool kam oft in die Mühle, um nach dem Rechten zu sehen. Der junge Sechse sah ihn, wurde aber selbst nicht von ihm beachtet. Als reicher Mannher, in prächtiger soibarer Kleidung, erschien er hier, nichts erinnerte im Aeußern an den beschcheidenen Spinnhändler in Schneeberg.

Andreas schrieb an einen Bekannten in der Heimat, um von ihm Nachrichten zu erlangen; wußte er doch nicht genau, ob er, selbst im Besitze eines so wichtigen Geheimnisses, es wagen dürfe, sich wieder in seiner Vaterstadt bliden zu lassen. Der damalige langsame Postgang verlangte, daß er erst nach geraumer Zeit Antwort erhielt. Derselbe lautete dann aber sehr tröstlich. Arnold Bruggers Verbindung sei allerdings schwer gewesen, die Kunst eines geschickten Arztes aber habe ihn gereizt. Er sei jetzt gänzlich hergestellt und habe bekannt, daß er der Angreifer gewesen sei, Andreas könne also ganz sorglos zurückkehren. Die schöne Regina, welcher sein Brief gezeigt worden sei, lasse ihn herzlich grüßen. Nach sei Regina zu haben; denn Arnold Brugger habe sich nicht mit ihr, sondern auf den Wunsch seines Vaters mit der Tochter des Bürgermeisters verlobt.

So fand denn der Heimkehrer des jungen Mannes nichts im Wege, und jetzt verkehrte er sich dem Freunde ganz an.

Nachdem er ihm die wichtige Thatsache mitgeteilt hatte, daß er wisse, von woher Haanepool das geröstete Kobalt bezöhe, sagte er: „Willst du mit mir nach meiner Heimat reisen, so werden wir beide mit unserem Wissen und Können dort sicherlich unser Glück machen und reiche Leute werden.“

Hendrik erklärte sich nach kurzem Besinnen dazu bereit. Er besaß ein kleines Vermögen von zweihundert Gulden, das in Amsterdam verjünglich angelegt war. Dies mußte er erst aufzuringeln, um nach Verlauf von einem Monat das Geld ausgezahlt zu erhalten.

Wierzehn Tage nach dieser Vereinbarung der beiden Freunde erschien Daniel Haanepool wieder einmal in seiner Mühle. Da es ganz windstill war, konnte nicht gearbeitet werden. Auch sonst war zur Zeit gerade nichts zu thun.

Andreas und Hendrik saßen auf einer Bank vor der Mühle traulich beisammen. Ersterer spielte die Zither.

Als Haanepool das ihm von seinen häufigen Besuchen Schneebergs und des Erzgebirges her wohlbelannte Instrument erblickte und die Töne hörte, schrie er aufgeregt: „Wer ist dieser Mensch?“

„Ein unserer Arbeiter ist's“, versetzte der Meister.

„Ein Holländer?“

„Nein, ein Deutscher, ich glaube ein Sachse.“

„Wozum, ich hatte doch befohlen, kein Ausländer solle beschäftigt werden.“

„Se nun, Hendrik Wouter hat ihn mir gut empfohlen.“

„Der da bei ihm sitzt?“

„Ja, Wypheer.“

„Beide sollen augenblicklich entlassen

werden! Man zahle ihnen sofort den Lohn aus.“

Der Meister juckte die Achseln. — „Kommt her!“ rief er.

Alle begaben sich in's kleine Comtoir der Mühle. Hendrik's und Andreas' erblickten, was sie an Lohn noch zu fordern hatten. Dann schrie Haanepool ängstlich: „Nun könnt ihr euch meinestwegen zum Teufel scheren! Laßt euch hier nie wieder bliden!“

„Wird uns auch gar nicht einfallen, Ihr Grobian“, rief spöttisch Hendrik. „Ohnehin hätten wir die Mühle bald verlassen. Wir können selbst Smalte fabriziren, es ist in Holland, sei es im sächsischen Erzgebirge, dort, wo das werthvolle Kobaltzerg so häufig zu haben ist. Das laßt Euch gesagt sein, Ihr Grobian!“

Danach verließ er mit Andreas die Mühle.

Daniel Haanepool aber war wie vom Donner gerührt. Er sah, daß sein kostbares Geheimnis in höchster Gefahr sei.

3.

Andreas und Hendrik hatten sich nach Amsterdam begeben. Gemeinlich bewohnten sie ein Stübchen in einem kleinen Gasthause. Noch mußten sie vierzehn Tage warten auf die Auszahlung von Hendrik's Geld. Um während dieser Zeit nicht müßig zu sein und auch etwas Reisegeld zu verdienen, beschloß Andreas, in den Gasthäusern der großen Stadt Abends Zither zu spielen. Das that er auch mit einzigem Erfolge, so daß der klingende Lohn nicht ausblieb. Sein ortslundiger Freund begleitete ihn immer.

Ohne daß sie es ahnten, wurde jedoch ihr Thun und Treiben von einem Spione ihres früheren Prinzipals aufmerksam beobachtet. Daniel Haanepool erhielt stets genauen Bericht.

Eines Abends hülfte er sich in seinen Mantel und ging nach der Doelenstraat, wo er in ein splendentartig aussehendes, altes, hübsches Haus trat. Der Wirth dieser Spelunte hieß Jan Troost und war ein berühmter „Seelenverkäufer“, einer jener Leute, welche junge Leute für den Militärdienst in den ostindischen Kolonien anwerben, meist mittels Anwendung von List und Ränken, oft aber auch mit Gewalt. Die Regierung drückte die Augen zu, dem „nothwendigen“ Unwesen gegenüber, besonders wenn es sich nur um arme Ausländer handelte, um „Woffjes“, wie der Amsterdamer Vöbel die Deutschen zu schimpfen pflegte. Es waren nämlich die Leute genug zu bekommen für den Soldatendienst auf Java und Sumatra, wo Hunderte und Tausende den mörderischen Sumpffiebern erlagen oder in den Kämpfen mit den Eingeborenen umkamen. Diese holländische „Seelenverkäufer“ war also ähnlich, wie in England das gewaltthätige Matrosenpressen, nur noch viel rückseloser.

Haanepool hatte mit Jan Troost eine lange Unterredung. Nach einer Stunde verließ er ihn, erleichtert um zweitausend Gulden, die er vorzüglich mitgebracht hatte.

Zum Glück hatte ein hübsches und unterzogenes Mädchen, Namens Antje, eine vermalte Nichte des Seelenverkäufers, die in einem Nebenzimmer am Stridrahmen saß, den bedeutungsvollen Sinn des geheimnißvollen Gesprächs erlauschte.

Endlich wurde Hendrik's Geld ausgezahlt. In der Früh des folgenden Tages wollten die Freunde Amsterdam verlassen und ihre Reise nach Deutschland antreten.

Den Abend vorher begaben sie sich noch einmal zu einem Wirth, der dem Andreas um einige Zithervorträge ersucht hatte.

Nach Beendigung dieser musikalischen Leistungen verließen sie spät in der Nacht das Lokal, um nach Hause zu gehen. Da wurden sie plötzlich in einer einsamen Straße überfallen, niedergeworfen, mit Striden gefesselt und durch in den Mund gesteckte „Maulbirnen“ am Schreien verhindert.

In den benachbarten Häusern wurden bei dem Lärm die und da Fenster geöffnet und Neugierige schauten auf die dunkle Straße. Doch niemand eilte zur Hilfe herbei.

Andreas und Hendrik wurden in einen Keller geschleppt, wo man sie einschloß, nachdem man sie ihrer Wunde und auch der „Maulbirnen“ entledigt hatte.

„Wir sind in der Gewalt von Seelenverkäufern“, sagte Hendrik. „Man will uns nach Batavia bringen.“

„Was sollen wir da?“

„Soldaten werden.“

„Sind solche Greuel möglich hier zu Lande?“

„Leider ist das etwas Alltägliches.“

„Ist keine Rettung möglich?“

„Ich glaube nicht. Diese Schurken sind so schlau, und ihr ruchloses Treiben findet sogar die hülfsschwiegende geheime Unterstützung der Behörden.“

Sie verzweifelten an ihrer Rettung. Doch kam ihnen solche in der Gestalt Antjies. Gegen zwei Uhr in der Nacht schloß die Barmherzige das die Kellertüre auf und kam herein mit einer Laterne.

„Ich heiße Antje und bin die Nichte dessen, der euch hier einschloffen hat“, sagte sie. „Ich will euch retten. Fliehet! Aber verhaltet mich nicht, denn das würde mein Verderben sein.“

„Edles Mädchen!“ rief Hendrik. „Wollt ihr wissen, wer meinen Onkel zweitausend Gulden gezahlt hat, damit er euch auf ein Schiff bringe, das übermorgen nach Batavia in See geht.“

„Daniel Haanepool?“

„Ja, der ist's.“

„Er wollte uns verderben, weil wir sein Fabrikations-Geheimnis kennen. Habt Dank, tausend Dank, holde Antje, für Eure Hilfe.“

Die beiden verließen hurtig den Keller und stiegen die Treppe hinauf. Antje führte sie auf die Straße.

Danach begaben sich die Freunde nach ihrem Logis, steckten ihr Geld ein und packten rasig ihre wenigen Habseligkeiten zusammen. Bevor der Tag graute, verließen sie Amsterdam.

Als Daniel Haanepool erfuhr, daß die beiden sich glücklich geflüchtet, sein schändlicher Anschlag mißlungen und sein Fabrikations-Geheimnis nunmehr zweifellos geschützt sei, ärgerte er sich darüber dermaßen, daß ein Schlaganfall ihn niederwarf. Einige Jahre später starb der reiche Mann noch hin, fast gänzlich gelähmt. Dann starb er plötzlich.

Andreas und Hendrik gelangten nun wohlbehalten nach Schneeberg in Sachsen. Dort enthielten sie der Bergbehörde das Geheimnis. Sogleich wurde der Bau einer nach holländischem Muster eingerichteten Kobaltblau- oder Smaltmühle beschlossen. Hendrik Wouters und Andreas Fichter wurden technische Leiter des Werkes. Es gelang ihnen, eine die holländische noch übertreffende, so vorzügliche Smalte zu fabriziren, daß man damals diese herrliche Farbe „Das Schneeberger blaue Wunder“ nannte.

Andreas fand, daß Regina ihm noch ebenso in Liebe zugeeignet sei, wie früher. Sie wurde für's Leben die Seine.

Wald n. ch des Freundes Hochzeit reiste Hendrik nach Amsterdam, in Familien- und auch in Geschäftsangelegenheiten. Er suchte Antje auf, die jetzt bei einer armen Näherin wohnte. Vor Onkel Jan Troost, der Seelenverkäufer, war nämlich einige Tage zuvor von einem seiner Opfer erlitten worden. Hendrik, der an Antje stets liebevoll gedacht, verlobte sich mit ihr, heirathete sie bald nachher und nahm sie mit nach Schneeberg, wo er und sein Freund Andreas mit ihren trefflichen Frauen lange Jahre glücklich lebten und wirkten.

Die sächsische Regierung verbot die Ausfuhr des rohen wie auch des gerösteten Kobaltzergs, um die Fabrikation der Smalte der eigenen Landesindustrie zu erhalten. Kobaltzerg, vordem so wenig geachtet, wurde nun eines der werthvollsten Produkte des erzgebirgischen Bergbaues. Die holländischen Kaufleute haben sich fortan genöthigt, aus Sachsen für theures Geld die schöne blaue Kobaltfarbe zu beziehen, sowohl für den Bedarf in den Delfter und anderen niederländischen Fabriken, wie auch hauptsächlich für den noch viel bedeutenderen Export nach China.

Die Bewegung geht weiter.

Die in Fort Wayne, Ind., erscheinende „Freie Presse“ meldet: „Der Ball ist im Rollen. Auch die Deutschen in Fort Wayne's haben den Beweis erbracht, daß sie nicht gefonnen sind, den von gewissen Seiten gemachten Versuch, einen Krieg mit Deutschland im Interesse des perfiden Albion herbeizuführen, zuzuschlagen und hülfsschwiegend zuzusehen, wie eine von bestimmter Seite inspirierte Presse alle Hebel in Bewegung setzte und noch setzt, um auf einen Bruch zwischen dem alten und unserem neuen Vaterlande hinzuwirken. Die Sängerbund-Halle war am Donnerstag Abend bis auf den letzten Platz besetzt von Vertretern der zahlreichen deutschen Vereine und Gesellschaften der Stadt, welche dem Anrufe des Comites willig Folge geleistet hatten, sich an einer vorbereitenden Versammlung zum Zwecke der Abhaltung einer großen Massen-Demonstration zu betheiligen.“

Herr C. Weis, der Groß-Secretär des Ordens der Hermanns-Söhne, erklärte in kurzen Worten, daß der durch ihn vertretene Orden, als ein arunddeutscher, die Anregung zu der Versammlung gegeben, und infolge dessen von dem betreffenden Comite die verschiedenen Bürger zur Theilnahme aufgefordert worden seien.

Herr John Sülzer verlas hierauf, um die nöthige Stimmung hervorzuheben, die von Herr Feldmann bei der großen Demonstration in Chicago gehaltenen Ansprache, welche mit jubelndem Applaus begrüßt wurde.

Zum Vorsitzenden wurde hierauf Theodor Lange, zum Secretär Herr Anselm Hülber erwählt. Der Vorsitzende wies kurz auf den Zweck der Versammlung hin, brandmarkt das Gebahren der „Ingo-Presse“, die unablässig zum Kriege geschreit habe und heute noch Öl in das glimmende Feuer gieße, um es zu einem danernden Feuer zu machen, eventuell zu einem Kriege mit Deutschland zu bringen. Im Interesse einer gewissen Contrarion - Clique, welche sich an den Kriegslieferungen, einfallendem Fleisch u. s. w. bereichert habe, sei der spanische Krieg durch systematische Verbeugung vom Zaune gebrochen worden. Der Friedensschluß sei den Herren etwas zu früh gekommen u. veranlaßt sie daher nach mehr Krieg, und den damit verbundenen weiteren Lieferungen - Contraktionen. Die englischen Depeschen-Verbreiter hätten systematisch Thatsachen gefälscht, und trecht ein diese Depeschen - Lügen später widerlegt worden seien, hätte sich dennoch eine Mißstimmung gegen das deutsche Reich fühlbar gemacht, die eventuell zu den ernstesten Schwierigkeiten hätte führen können.

Gewisse der Administration nahe-

stehende Organe in Washington hätten schon seit Monaten offen erklärt, daß die Regierung auf einen Krieg mit Deutschland sich vorbereite. Die Massen-Demonstration in Chicago, auf die man von allen Seiten den Rastlos-ferstahl angebracht habe, habe zwar den Ton jener Zeitungen bedeutend herabgemindert, seit jedoch die Samoa-Frage aufgetaucht sei, habe man wieder aus der alten Tonart gepfiffen. Aus dem Grunde müßte das Echo der „Ingo-Presse“ - Versammlung aus allen Ecken der Ver. Staaten widerhallen; und als amerikanische Bürger verlangten die Deutschen, daß unnöthiger Krieg vermieden und das Land vor Bündnissen mit England oder irgend einer anderen Macht bewahrt bleibe.

Nach längerer Berathung wurde beschlossen, einen aus elf Bürgern bestehenden Ausschuss zu ernennen, der die nöthigen Vorkehrungen zur baldigen Abhaltung einer größeren Demonstration treffen und ein dahingehendes Programm entwerfen soll.

Der sozial-demokratische Schriftsteller Bernhein.

der in England lebt, wendet sich in seiner neuesten Schrift „Voraussetzungen des Sozialismus“ an die Aufgaben der Sozialdemokratie“ u. a. scharf gegen die Auffassung, als ob die Sozialdemokratie eine revolutionäre Partei wäre, er rath ihr vielmehr, sich als das zu geben, was sie wirklich sei: „eine demokratisch-sozialistische Reformpartei.“ Er führt aus:

„Rebel hat in seinen Reden über die Attentate mit der äußersten Energie Verwahrung dagegen eingelegt, daß die Sozialdemokratie eine Politik der Gewalt betreibe, und alle Parteiführer haben diese Reden mit Beifall registriert, nirgends ist ein Protest laut geworden. Kaushy entwickelt in seiner „Agar-Frage“ Grundsätze der „Agar-Politik“ der Sozialdemokratie, die durchaus solche demokratische Reform sind. Das in Brandenburg beschlossene Kommunal-Programm ist ein demokratisches Reform-Programm. Im Reichstag tritt die Partei für Erweiterung der Vollmachten und obligatorische Einführung der gewerblichen Schiedsgerichte ein, dieser Organe zur Förderung des gewerblichen Friedens. Alle Reden ihrer Vertreter daselbst abhmen Reformen. In demselben Stuttgart, wo nach Clara Zetkin der „Vereinigte“ der „Grazus“ gemacht ward, gingen kurz nach dem Kongress die Sozialdemokraten mit der billigeren Demokratie ein Bündnis ein für die Gemeinderatswahlen ein, und in anderen wirthschaftlichen Städten folgte man ihrem Beispiel. In der Gewerkschaftsbewegung geht eine Gewerkschaft nach der anderen dazu über, die Arbeitslosenunterstützung einzuführen, was praktisch ein Aufgeben des reinen Koalitionscharakters bedeutet, und erklären sich für paritätische, Unternehmer und Arbeiter umfassende, städtische Arbeitsnachweise, während in verschiedenen großen Parteien-Orten — Hamburg, überseht — von Sozialisten und Gewerkschaften an die Gründung von Konsum-Gesellschaften gefordert wird. Ueberall Aktion für Reform, Aktion für Sozialen Fortschritt.“

Außerdem erklärt sich Bernhein gegen die sogenannte „Kritik-Theorie“, gegen die Voraussetzung, als ob der Entwicklungsengang der Sozialdemokratie notwendig durch revolutionäre Katastrophen hindurchzuführen müßte, und spricht bei Gelegenheit erneut den Gedanken aus, der die im Bewußtsein ihrer politischen Reife gestiegenen „Geworfen“ schwer zu tranken geiznet ist, daß die Arbeiterklasse gegenwärtig noch gar nicht genug politisch gefestigt sei, um wirklich die Herrschaft im Staat zu übernehmen. Er führt aus:

„Wir können nicht von einer Klasse, deren große Mehrzahl eng befaßt lebt, solche Unternehmung abwarten, und ungenügenden Erwerb hat, jenen hohen intellektuellen und moralischen Stand verlangen, den die Einrichtigung und der Bestand eines sozialistischen Gemeinwesens voraussetzen. Wir wollen sie ihr daher auch nicht angedeihen. Freuen wir uns des großen Fonds von Intelligenz, Entschlossenheit und Thatskraft, den die moderne Arbeiterbewegung theils entwirft und theils erzeugt hat, aber übertragen wir nicht, was von der Elite — sagen wir, von Hunderttausenden gilt, kritisch auf die Massen, auf die Millionen.“

Beträchtlich befindet sich Bernhein in diesem Falle in der Gesellschaft v. Ballmar's, der den Rath hatte, es unterblümt auf dem letzten Parteitag auszusprechen, daß es das größte Unglück für die sozialdemokratische Partei wäre, wenn sie von heute auf morgen an's Ruder käme. Die Weiden, schreibt der „Schwab. Merkur“, möden mit dieser Anschauung noch manche achteime Verbindungen in eigenen Lager haben, die es nur nicht rüestieren, solche bedauerlichen Gebanten öffentlich auszusprechen.

Freundschaft.

Es ging Marner unter, wie mir scheint, weil gefehlt ihm hat ein Freund; Und Marner geht zu Grunde grad, Weil er zu viele Freunde hat.

Alte Rederei.

Im Gerichtssaal. Richter: „Sie kommen mir sehr bekannt vor, Angeklagter, wir müssen uns doch einmal gekennet haben.“ — Angeklagter: „Es schon möglich, Ein. Exren. i tumm“ in den verschiedensten Bar-Rooms herum.“

— Ein tiefer Seufzer sagt oft mehr wie eine lange Rede!